

Insel und Archipel

HENNING TRÜPER

Das theoretische Denken bedient sich bekanntlich häufig räumlicher Metaphern, wie etwa Reinhart Koselleck mit Bezug auf die Repräsentation von Zeitverhältnissen zu betonen pflegte.¹ Darüber hinaus reicht ein Denkmodus, den der italienische Philosoph Massimo Cacciari einmal als »Geo-Philosophie« bezeichnet hat.² Dieser Modus setzt dort ein, wo die Eigenarten und Kontingenzen der Gestalt der Erdoberfläche nicht mehr allein als metaphorische Sinnressourcen willkürlich genutzt werden, sondern selbst über Form und Richtung des Gedankens Gewalt gewinnen. Obwohl nicht der Erfinder eines solchen Denkens, ist Carl Schmitt doch sein bekanntester Vertreter, und er ist auch derjenige, der in der Dichotomie von Land und Meer die nachhaltigste Ressource erschlossen hat, vermittels derer man mit der Planetenoberfläche philosophieren kann.³ Es handelt sich hierbei nicht um eine Vorform des heute an Gewicht gewinnenden »planetarischen« Denkens, das auf eine Totalität gerichtet ist, die auch systemisch, nämlich durch bis ins Unendliche verästelte wechselseitige Abhängigkeiten verfasst ist, wie sie besonders in philosophischen Aneignungen der sogenannten »Gaia-Hypothese« angesprochen werden.⁴ Tatsächlich ist die Existenz des Viehzucht und Ackerbau treibenden, mithin »neolithischen« Menschen auf dem Land der Kern von Schmitts Ansatz: die räumliche Ordnung des Planeten richtet sich an dieser ökonomischen Existenzform und ihren Folgeerscheinungen aus. Die Zeitordnung der geschichtlichen »Epochen« wird bei Schmitt von der Sequenz der räumlichen »Landnahmen« vorgegeben. Der ozeanische – und dann im 20. Jahrhundert der atmosphärische – Raum sind Funktionen, die sich auf diese Existenzform hin orientieren. Der Reiz dieser Denkweise liegt nicht zuletzt darin, auf eine biologische Anthropologie zu verzichten und eben eine menschengeschichtlich höchst bedeutende, aber keineswegs universale Wirtschaftsweise und ihre politischen und militärischen Organisationsformen der Theoriebildung zum Rahmen zu setzen. Vielleicht ist diese Setzung außerdem deswegen reizvoll, weil sie eine erneuernde Bestätigung »europäischer« (oder vielleicht genauer: allgemein-mediterraner) Denktraditionen ist, die seit Beginn der Schriftüberlieferung wiederkehren. Nicht allein altgriechische und

1 Vgl. z. B. Reinhart Koselleck: *Raum und Geschichte*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 78-96.

2 Massimo Cacciari: *Gewalt und Harmonie: Geo-Philosophie Europas*, München 1995 (ital. 1994).

3 Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum* [1950], Berlin 41997.

4 Vgl. James Lovelock: *Gaia: A New Look at Life on Earth*, Oxford 1979. Isabelle Stengers, Bruno Latour, Donna Haraway, Dipesh Chakrabarty und andere haben sich Aspekte dieser naturwissenschaftlichen Hypothese zu eigen gemacht. Vgl. zum weiteren Kontext auch den Beitrag von Alexandra Heimes im vorliegenden Band, S. 77-87.

hebräisch-biblische Spuren lassen sich hier ins Feld führen; wenn Schmitt insbesondere die ›Landnahme‹ nicht mehr nomadischer Weidewirtschaft zum Grundlegungsakt gesetzlicher Ordnung (altgriechisch *nomos*) erhebt, mag man sich auch z. B. an die Geschichtsphilosophie Ibn Khalduns erinnern fühlen. So bleibt die Geo-Philosophie, zumindest soweit sie in europäischen Sprachen stattfindet, an ein Verständnis von Raum und Siedlung gebunden, das zuerst in der mediterranen Antike fassbar wurde und nicht grundsätzlich revidiert worden ist.

Der Insel kommt in dieser Konstellation ein besonderer Status zu. Sie ist das nicht mit den Landmassen zusammenhängende Gebiet, dessen Daseinsbedingung das Meer ist.⁵ In der Schmitt'schen Dichotomienwelt ist das Weltmeer ein entwurzelnder Raum und sind die Insulaner gewissermaßen diejenigen herumziehenden Menschen, die vermittels reger Handelstätigkeit die geringste Bindung zum rechtsbegründenden Prinzip der Landnahme entwickeln und dieses in ihrer politisch-räumlichen Imagination geradezu vollständig hinter sich zu lassen vermögen. In Gestalt der aus Schmitts Sicht weltgeschichtlich abnormalen Briten werden die maritim orientierten Gesellschaften auch zum Prototyp moderner weltumspannender, weltbürgerkriegsermöglichender imperialer Raumordnung (im Gegensatz zu den fester im Boden – das »Blut« entfällt in dieser Theoriebildung der 1940er Jahre bereits – verwurzelten »Landtretern«, wie Schmitt in *Land und Meer* formuliert).⁶

Viele der Manifestationen philosophischen Denkens, die auf die Eigenheiten von Inseln rekurrieren, sind geprägt von einem besonders übersteigerten politischen Ordnungsdenken.⁷ Aus Schmitt'scher Sicht müsste diese Art Ordnungsdenken eigentlich als phantasmagorische Kompensation eines seeherrschaftlich bedingten Ordnungsdefizits erscheinen. Das genrebegründende Beispiel einer politischen Philosophie der Insularität ist Thomas More's *Utopia*; das Urbild insularer Idealstaatlichkeit ist allerdings das platonische Atlantis, das andere frühneuzeitliche Utopisten wie Francis Bacon (*Nova Atlantis*) oder Tommaso Campanella (*Der Sonnenstaat*) sogar noch direkter zitieren. Die Phantasie der übersteigerten Ordnung, die auch in den meisten Fällen nicht in Abhängigkeit zu anderen politischen Ordnungen gedacht wird – die Handelsnetzwerke von Utopia und ähnlichen theoretischen Inselstaaten werden stets als fakultativ beschrieben –, weist die Insel als selbstgenügsamen, abgeschlossenen Raum aus. Vielleicht die berühmteste und folgenreichste Insel dieser Art, solide zwischen Literatur und Philosophie positioniert, ist die von Defoes Robinson Crusoe, deren theoretische Resonanzen seit dreihundert Jahren durch die Ideengeschichte schwingen. Auch Jean-Jacques Rousseau, der seinen mehrwöchigen Aufenthalt auf der St. Petersinsel im Bielersee im Jahr 1765 zu einer berühmt gewordenen Selbststilisierung als Denker des insularen, autonomen Subjekts nutzte, gehört zu den Geo-Philosophen der Insularität. Noch Martin Heidegger fühlte sich verpflichtet, die ›In-

5 Zum kulturellen Imaginarium der Insel in der europäischen Geschichte vgl. John R. Gillis: *Islands of the Mind: How the Human Imagination Created the Atlantic World*, New York 2004.

6 Carl Schmitt: *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung* [1942], Stuttgart 2008.

7 Vgl. hierzu insbesondere Michael Dominik Hagel: *Fiktion und Praxis: Eine Wissensgeschichte der Utopie 1500-1800*, Göttingen 2016.

seln der Ägäis, die er in den 1960er Jahren als Tourist besuchte, philosophisch zu traktieren (vielleicht nicht uneingeschränkt erfolgreich).⁸

Geographisch liegen manche Inseln durchaus allein und fernab im Ozean. Das berühmteste Beispiel ist sicherlich die Osterinsel, deren Bewohner durch die enorme Distanz zu den polynesischen Archipelen und zum südamerikanischen Festland lange ohne konstanten Kontakt mit anderen lebten. Über die Schicksale ihrer politisch-gesellschaftlichen Ordnung ist vielfach spekuliert worden, übrigens ohne dass letzte Gewissheit zu gewinnen wäre, ob sie etwa einen Kollaps des ökologischen Systems der Insel herbeigeführt hätten oder nicht.⁹ Dass der zivilisatorische Zusammenbruch der Insel in den ausnehmend grauenhaften Verhältnissen begründet lag, die dort während des hochimperialistischen Zeitalters herrschten (infolge von kolonisatorischen Gewaltakten, Seuchen und Deportationen aufs chilenische Festland bestand die überlebende indigene Bevölkerung zeitweise aus kaum mehr als einhundert Personen), hat bezeichnenderweise weniger theoretische Aufmerksamkeit erregt. Ansonsten findet man allerdings kaum Beispiele solcher historisch (relativ) vereinsamten Inselgesellschaften. In den allermeisten Fällen sind besiedelte Inseln Inselgruppen, d. h. Archipele (auch wo Einzelinseln Staatlichkeit erreicht haben, wie zum Beispiel in den Antillen, ist die Umgebung doch zumeist archipelagisch). In der Geo-Philosophie allerdings – und sogar im imaginär-räumlichen Selbstverständnis mancher Archipelnationen wie insbesondere der britischen, die sich merkwürdig stur als insular, nicht als archipelagisch versteht – ist dieser Umstand bislang weniger reflektiert worden als die Insularität.

Wortgeschichtlich ist ›Archipelagos‹ zunächst ein Name der Ägäis (benannt nach Aigeus, dem mythischen ersten König Athens, Vater des Theseus), gewissermaßen des Hausmeers aus attischer Sicht, des ›ersten‹ (nach *arché*, Anfang) Meers (*pelagos*), das man von dort aus erreicht und befährt, des ›prinzipiellen‹ Meers schlechthin, Ursprung zahlreicher Gemeinplätze, die bereits weniger auf das Gewässer als auf seine vielfältige Inselwelt anspielen (so noch in Hölderlins Hymne *Der Archipelagus* von 1804).¹⁰ Übrigens scheint es einer Arbeit der Byzantinistin Chryssa Maltezou zufolge wenig zweifelhaft, dass die Vorsilbe ›archi-‹ als verschriebene oder verhörte Fehletymologie für das bis in die byzantinische Zeit gebräuchliche ›Aigaion Pelagos‹ (und Varianten) eingetreten ist, als die Venezianer die Herrschaft in dieser Region beanspruchten.¹¹ Im

8 Martin Heidegger: »Griechenlandreisen«, in: ders.: *Gesamtausgabe*, III. Abteilung: *Unveröffentlichte Abhandlungen*, Bd. 75, hg. von Curt Ochwadt, S. 213-273. Vgl. hierzu auch Peter Geimer: »Frühjahr 1962: Ein Touristenschicksal«, in: Wolfgang Ulrich (Hg.): *Verwindungen. Arbeit an Heidegger*, Frankfurt a. M. 2003, S. 45-61.

9 Für die (populär-)philosophische Auffassung vom selbstverursachten ökologischen Kollaps der politisch-gesellschaftlichen Ordnung der Osterinsel war besonders einschlägig die Darstellung von Jared Diamond: *Kollaps: Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*, Frankfurt a. M. 2005.

10 So noch in der Darlegung der Etymologie bei Massimo Cacciari: *Archipel Europa*, Köln 1998 (ital. 1997). Den Hinweis auf Cacciari's Studie verdanke ich Martin Tremml.

11 Hierzu und zum Folgenden vgl. Chryssa Maltezou: »De la mer Égée à l'archipel: quelques remarques sur l'histoire insulaire égéenne«, in: Centre de Recherches d'Histoire et de Civilisation Byzantines (Hg.): *Eupsychia: Mélanges offerts à Hélène Ahrweiler*, Bd. 2, Paris 1998, S. 459-467.

vierten Kreuzzug zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichteten venezianische Invasoren auf den ägäischen Inseln eine Herrschaft, die in Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts als ›Herzogtum Archipelagos‹ bezeichnet wurde (Ducato dell'Arcipelago, auch Ducato di Nasso, d. i. Naxos) und bis ins späte 16. Jahrhundert Bestand hatte. Eine der Wurzeln der Wortbildung ›Archipel‹ liegt in diesem Fürstentum, dessen Geschichte auch die einer zeittypischen Usurpation wohlklingender Titel zu sein scheint (denn ein ›Herzogtum‹ scheint das sogenannte ›Lateinische Kaiserreich‹ des von den Kreuzfahrern eroberten Byzanz dort nicht gestiftet zu haben, obwohl es die Inseln deren Eroberern in der Tat zu Lehen gegeben hatte). Bereits in der Spätantike hatte der geographische Schriftsteller Cassiodor das entstehende Venedig mit der ägäischen Inselwelt der Kykladen verglichen. Die ägäischen Inseln wurden üblicherweise in die zentrale Gruppe der Kykladen – in ungefähr kreisartiger Anordnung um die ›heilige‹ Insel Delos herum – und die weiter verstreuten Sporaden unterteilt (nebst zahlreichen ungruppierbaren Einzelinseln). Als das Analogon Venedig die Herrschaft über das Original, die Kykladen, erlangte, scheint es auch eine Art semantischen Prinzipats angetreten zu haben. Der geographische Begriff ›Archipel‹ ist eine Folge dieses Herrschaftsverhältnisses. Denn dem venezianischen Gebrauch folgend, scheint ›arcipelago‹ zunächst zum Allgemeinbegriff der Seefahrersprache geworden und dann weiter ins Idiom der Geographie gewandert zu sein, wo der Ausdruck nurmehr eine Gruppierung zusammengehöriger Inseln bezeichnete. Die Unterscheidung von Kykladen und Sporaden, zentraler und an eine gegebene Form gebundener Binnengruppierungen einerseits und dezentraler und formloser Zerstreuung andererseits, wurde hierbei nicht mittransferiert. Noch die heutige Rechtssprache sagt im Grunde nichts, was über den postvenezianischen Bedeutungsstand substantiell hinausreicht. Die *United Nations Convention on the Law of the Sea* (UNCLOS) von 1982 definiert etwa in Art. 46b: »[A]rchipelago« means a group of islands, including parts of islands, interconnecting waters and other natural features which are so closely interrelated that such islands, waters and other natural features form an intrinsic geographical, economic and political entity, or which historically have been regarded as such.« Le voilà: ein »intrinsic« Ganzes, eine geographische, ökonomische und politische »Entität«, oder doch etwas, was man gewohnheitsmäßig, über einen historischen Zeitraum hinweg, dafür gehalten hat. Die für die juristische Sprache uncharakteristische Unentschiedenheit – intrinsisch oder eben historisch – markiert eine semantische Prekarität, die dem Raum-begriff ›Archipel‹ im geo-philosophischen Denkkzusammenhang auch weiterhin eignet.

Es sei im Folgenden auf vier Instanzen der theoriebildenden Gegenwart des Archipelagischen und Pluralistisch-Insularen verwiesen, nicht ohne anzuerkennen, dass weitere Stationen (an Solschenizyns Metaphernbildung ›Archipel Gulag‹ sei zumindest von fern erinnert) ebenfalls hätten angesteuert werden können. Die Theoriebildung in diesem Bereich ist selbst archipelagisch.

Um bei Cacciari zu beginnen, steht die Denkfigur des Archipels der verflachten (»plattgedrückten«)¹² schmittianischen Sicht auf die Verhältnisse von Land und Meer

12 Cacciari: *Archipel* (Anm. 10), S. 31.

entgegen. Kontingenz der Anordnung (um nicht zu sagen Unordnung), Komplexität, Pluralität und wechselseitige Verbundenheit, auch schwieriges Terrain der Navigation, Mischung aus Reeden und exponierteren Seegebieten, alle diese Eigenschaften der Raumordnung treten in die politische Sprache über. Die sprachliche Repräsentation der ›Polis‹ durch Metaphern des Schiffs, der Seereise, des Ausgreifens ins Fremde und des Schiffbruchs erfasst eine Ebene ihrer Pluralität. Im athenischen politischen Denken ist die ›Thalassokratie‹, die Seeherrschaft, das fundamentale, auch das stetig expansive Prinzip. Die Polis ist gerade wegen ihrer archipelagischen Instabilität verwiesen auf das Mitsein mit anderen, mithin auf den Logos der rasonierenden, begründenden, überzeugenden und überredenden Sprache des Dialogs mit anderen und auf die Anerkennungsgebote der Gastfreundschaft, der Liebe zum Fremden, die alle Feindschaft übersteigen müsse. Auf einer zweiten, tieferen Ebene jedoch ist die Polis auch gezwungen, mit demjenigen zu koexistieren, was durch diesen Logos der politischen Sprache nicht einzufangen ist, das ›Innere‹, das nicht wegzureduzierende ›Heim‹ als Ausgangspunkt aller Seereisen, die Sphäre des Hauses (Oikos), von Geburt und Tod (insofern leicht durch die Dichotomie weiblich/männlich repräsentierbar, die unter Verweis auf den aristophanischen Mythos der Geschlechterdualität in Platons *Symposion* auch für die ontologische Entzweiung der Menschheit insgesamt einsteht).¹³ Die Konfliktlage von Oikos und Polis ist eins der Hauptthemen der attischen Tragödie (sowie nicht weniger Komödien). Die archipelagische Situation bezieht sich auch auf diese Koexistenz, deren Bedeutung für das Selbstverständnis der politischen Systeme Europas über alle Brüche und Verschüttungen hinweg Cacciari nachvollziehen will. Die Wiedergewinnung des Archipelagischen, die Frage nach der Möglichkeit, »das Cum neu zu denken«,¹⁴ müsse über die Notwendigkeit der Liebe zum Fremden führen, die allein die Kodependenz von Oikos und Polis vermittelt. Diese Frage betrifft letztlich das Überleben von ›Europa‹ nach dem ›Schiffbruch‹ seiner Politiken im 20. Jahrhundert. Im Grunde rettet der Archipel die Utopie, die in ihrer insularen Form an ihr Ende gekommen war. Zumindest mochte es in den 1990er Jahren so erscheinen (seither überwiegt, auch bei Cacciari selbst, die Skepsis).

Im Zusammenhang mit der Konzeption der ›Antillität‹ hatte der martiniquesische Philosoph und Schriftsteller Édouard Glissant das Motiv des Archipels schon seit den 1950er Jahren zum Modell einer kulturellen ›Kreolisierung‹ entwickelt.¹⁵ Gemeint waren damit hybride, instabile und unübersichtliche Genealogien und genealogische Imaginationen kultureller Identitäten, die sich allen Bemühungen um ›Systemdenken‹ und einsträngige, auf Phantasmen der ›Reinheit‹ abzielende Ursprungserzählungen

13 Ebd., S. 35-40. Vgl. zu Cacciari's Argument auch die Überlegungen von Rodolphe Gasché: »Zur Figur des Archipels«, in: Daniel Weidner (Hg.): *Figuren des Europäischen: Kulturgeschichtliche Perspektiven*, München 2006, S. 235-245 und ders.: *Europe, or the Infinite Task: A Study of a Philosophical Concept*, Stanford 2008.

14 Cacciari: *Archipel* (Anm. 10), S. 153.

15 Vgl. Édouard Glissant: *Zersplitterte Welten: Der Diskurs der Antillen*, Heidelberg 1986 (frz. 1981).

entzogen.¹⁶ Insularität wäre demnach immer schon archipelagisch zu denken, nämlich eingebunden in plurale Beziehungsgeflechte.¹⁷ Nicht zuletzt im Rückgriff auf französische Poststrukturalisten, insbesondere auf den Rhizom-Begriff bei Deleuze/Guattari, entwickelt Glissant eine Kritik der inhärenten Eurozentrik kultureller Identitätskonzepte, wie man sie nicht nur in den maßlosen Nationalismen im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern auch in den meisten antikolonialen Bewegungen desselben Zeitraums antreffen konnte. Die Entstehung der karibischen – und überhaupt der ›neoamerikanischen‹ – Kreolisierungen aus der Gewalt der Sklaverei, der erzwungenen, den allermeisten kulturellen Vorbesitz der Deportierten vernichtenden Zwangsmigration ist dabei immer mitzudenken. Die sich vom offenen karibischen Archipel aus weltweit ausbreitende (*tout-monde*, ›All-Welt‹) Unübersichtlichkeit und Hybridisierung von Identitäten ist auch eine Form der Wiederherstellung der Geltung der durch das Sklaverei- und Kolonialsystem asymmetrisch entwerteten genealogischen Linien. Es handelt sich auch um einen normativ verstandenen historischen Prozess, der erhebliche Affinitäten zum vorsichtig und verdeckt utopischen, allerdings bloß-europäischen Archipeldiskurs bei Cacciari aufweist.

Eine weitere Spur des archipelagischen Denkens findet sich in den auch geschichtstheoretischen Interventionen des Kulturanthropologen Marshall Sahlins, der anhand seiner Analysen der vor- und frühkolonialen Verhältnisse von monarchischer Herrschaft und Land-Seeer-Dichotomien in polynesischen Archipelgesellschaften auch tiefgreifende Revisionen der symbolischen Bedeutung von Insularität unternommen hat.¹⁸ Sahlins hat diese Revisionen zuletzt auch auf das altgriechische Geschichtsd Denken zurückgewandt.¹⁹ In Polynesien tritt ebenso wie in der Konfrontation von Athen und Sparta eine wechselseitige symbolische Dichotomisierung antagonistischer politischer Ordnungen in den Vordergrund (die Seemacht im Streit mit der Landmacht), die Sahlins in einer Parallelführung des Peloponnesischen Kriegs mit einer langjährigen, ähnlich gelagerten Auseinandersetzung zwischen den fidschianischen Königstümern Bau und Rewa in der Mitte des 19. Jahrhunderts erkundet. Gegenüber der einseitig auf Hybridisierung ausgerichteten Deutung von kultureller Relationalität bei Glissant lässt sich bei Sahlins auch eine agonistische Variante von Relationalität fassen, in der sich kulturelle Identitäten als dichotomisch aufeinander bezogene »Antitypen« herausbilden.²⁰ Doch auch Sahlins verfolgt ein normatives Ziel, das Überschneidungen mit den Denkkonstellationen bei Glissant und Cacciari aufweist:

16 Vgl. etwa Édouard Glissant: *Kultur und Identität: Ansätze zu einer Poetik der Vielheit*, Heidelberg 2005 (frz. 1996).

17 Vgl. hierzu auch die Kontrastierung von Glissant und Frantz Fanon in J. Michael Dash: »Anxious Insularity: Identity Politics and Creolization in the Caribbean«, in: Gordon Collier/Ulrich Fleischmann (Hg.): *A Pepper-Pot of Cultures: Aspects of Creolization in the Caribbean*, Amsterdam 2003, S. 287-299.

18 Vgl. insb. Marshall Sahlins: *Islands of History*, Chicago 1985.

19 Marshall Sahlins: *Apologies to Thucydides: Understanding History as Culture and Vice Versa*, Chicago 2004.

20 Der Begriff ist nach Sahlins dem Althistoriker Jonathan Hall entlehnt, vgl. ebd., S. 46.

Letztlich geht es bei seiner Verschränkung von griechischer Antike und früher fidschianischer Kolonialzeit darum, eine bestimmte politische Anthropologie zu überwinden, die die Signifikanz relationaler symbolischer Ordnungen verwirft und nur den materiellen Eigeninteressen von Individuen erklärende Kraft zubilligt. Diese politische Anthropologie eines verflachten, reduktionistisch zweckrationalen Individuums, das bei Thukydides seine exemplarische Geschichtlichkeit auf Kosten seiner Einbettung in die Diversität und Unvertrautheit symbolischer Ordnungen erringt, verfolgt Sahlin über den Thukydides-Übersetzer Thomas Hobbes bis zum *homo oeconomicus* gegenwärtiger kapitalistischer Theoriebildungen.²¹

In einer neuerlichen Wendung kann man schließlich beobachten, wie die archipelagische Raumordnung (oder -unordnung) auch zur Metapher für den Zerfall oder zumindest die Schwächung von Normativität und die Bedrohungen eines Mangels an rechtlicher Ordnung werden kann. Die Historikerin Vanessa Ogle hat in Vorstudien zu einer breit angelegten Untersuchung der Zusammenhänge von Imperialismus und Finanzkapitalismus den Begriff eines »archipelago capitalism« vorgeschlagen.²² Gemeint ist damit das historisch gewachsene System der finanziellen »sicheren Häfen«, die die Teilnehmer am Kapitalverkehr vor den Stürmen staatlicher Steuerpolitik schützen. Ogle argumentiert, dass die jüngere Geschichte dieser »Steueröasen« besonders durch Kapitalfluchten infolge der Dekolonisierungen der Nachkriegsjahrzehnte befördert wurde.²³ Die Frage, welche räumlichen Eigenschaften von Archipelen diese für die Rolle als Steueröase geradezu zu prädestinieren scheinen, steht dabei zwar nicht im Vordergrund. Das monetäre Kapital gilt sich selbst und seinen Kritikern gleichermaßen als ortlos. Dementsprechend liegen manche der Finanzplätze dieses Archipels im Binnenland (historisch etwa die Schweiz und Luxemburg). Dennoch wäre es zweifellos interessant, diese Geschichte der Steuerflucht im Hinblick auf die symbolischen Ordnungen, die Glissant, Cacciari und Sahlin ansprechen, zu betrachten, zumal die älteren Anfänge des Systems der *tax havens* nicht zuletzt auf vorgelagerten britischen Archipelen liegen, etwa den Kanalinseln und der Isle of Man, die als Kronbesitz formell von der Geltung (von Teilen) der britischen Rechtsordnung ausgenommen waren und bereits seit dem 18. Jahrhundert zunehmend zu insularen Refugien der Bankrotteure wurden, die auf dem Ozean der Kapitalströme Schiffbruch erlitten hatten. Die Engführung von Weltmeer und weltumspannendem Geldfluss, von Bank-Bruch (*banca rotta*) und Schiffbruch, bei Schmitt allenfalls angedeutet,

21 Es ist vielleicht im Zusammenhang signifikant, dass der sogenannte Melier-Dialog, ikonischer Text für ein »realistisches« Verständnis internationaler Beziehungen als bestimmt durch die schiere Macht des Stärkeren, die athenische Unterwerfung der Kykladeninsel Melos betrifft, also einen Musterfall archipelagischer Thalassokratie.

22 Vanessa Ogle: »Archipelago Capitalism: Tax Havens, Offshore Money, and the State, 1950s-1970s«, in: *American Historical Review* 122.5 (2017), S. 1431-1458.

23 Vgl. Vanessa Ogle: »Funk Money«: The End of Empires, the Expansion of Tax Havens, and Decolonization as an Economic and Financial Event«, in: *Past and Present* 249.1 (2020), S. 213-249.

gehört, so will mir scheinen, zu den wirkmächtigeren spontanen Geo-Philosophien der letzten Jahrhunderte.

Festzuhalten ist jedenfalls, dass die Geo-Philosophie, insofern es ihr um Figuren der Ordnung geht, früher oder später stets auf normative Sprache zurückgreift. Archipele sind immer schon normative Räume, in denen es um unübersichtliche, voneinander getrennte und doch aufeinander bezogene Normen und Werte geht. Die wechselseitige Bezogenheit, das Mitsein, stiftet die Einheit des Archipels als spezifischer ›Form des Ganzen‹. Diese Form dient nicht allein dazu, jeweils ein spezifisches Gefüge von Normen und Werten abzubilden, sondern erlaubt auch eine philosophische Untersuchung der Natur solcher Gefüge. Das Verharren im vor- oder unterplanetarischen Raum hat dabei den unschätzbaren Vorteil, das Normative eben nicht von vornherein auf die Form eines totalen Systemzusammenhangs festzulegen. Die Geo-Philosophie als eine Art Medium, als Trope des metaethischen Denkens bleibt daher bis auf Weiteres unverzichtbar.